



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein Erzählung aus alten Tagen.

Die Minen in und um Johannesburg machen betreffs Goldausbeute immer größere Fortschritte, aber da stets bessere Maschinen in Gebrauch kommen, sind die Arbeitslöhne gefallen. Jede Mine hat ihren eigenen Kaffernkompound, und die Kaffernarbeiter in der Stadt haben ihre besonderen Wohnungen, wenn sie nicht im Hause der Herrschaft schlafen. Meiner Ansicht nach werden die Kaffern nichts weniger als sklavisch behandelt, wenn sie auch nicht gleichberechtigt mit den Weißen sind. Auf dem Trottoir allerdings werden sie nicht geduldet. Man kann in der Stadt, wie auf dem Lande auch Kaffernmädchen in Dienst bekommen. In der Stadt sind sie sogar sehr gesucht, wenn sie etwas mehr von der Hausarbeit verstehen. Leider läßt sich über die Moral solcher in großen Städten arbeitenden Kaffernmädchen nicht viel Gutes sagen. Deswegen lassen die heidnischen Eltern ihre Mädchen nicht leicht in die Stadt gehen.

Der Lohn kaffrischer Dienstboten schwankt zwischen 20 bis 80 Schilling (Mark) im Monat; Mädchen erhalten 20 bis 40 Schillinge, Minenarbeiter 40 bis 60 Schilling mit Einschluß von Kost und Logis per Monat. Eigene Geschäfte, wozu eine Lizenz nötig ist, können hier Kaffern nicht erhalten, sonst aber mögen sie alle Geschäfte ausüben, was aber nur im kleinen möglich ist, da alle größeren Arbeiten in den Händen der Arbeitsvereine von Weißen sind. Arbeiter, die sich nicht diesen Vereinen anschließen, haben in Städten wenig Aussicht auf Erfolg.

Der Sonntag wird streng gehalten, und zwar in jeder Beziehung. — Kaffern dürfen keine starken Getränke besitzen oder gebrauchen, man darf sie ihnen nicht einmal schenken. Nur die Minen können mit spezieller Erlaubnis der Regierung Kaffernbier brauen; Kaffern auf dem Lande jedoch, 12 Meilen von dem Minenarray entfernt, dürfen für sich selbst Kaffernbier brauen.

Wenn von Transvaal gefordert würde, die Kaffern sollten mit den Weißen in gleichem Grade stimmungsberechtigt sein, wie in der Kapkolonie, so würde in diesem Falle Transvaal niemals in die südafrikanische Union eintreten; darin sind alle Weißen einig — Die Kaffern haben hier als Landwirte den Boden mietweise in Besitz. Ein Großteil der Farmen ist im Besitz von Landkompanien und diese vermieten die Farmen an Kaffern für eine Rente per Familie von Pstr. 5 bis Pstr. 10 (100—200 Mark) im Jahr.

Transvaal erwartet dieses Jahr einen Staatsüberschuß von Pstr. 500 000 (10 Millionen Mark).

(Fortsetzung folgt.)

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

4. Kapitel. Der Rückzug nach Impetyme.

Als ich die Augen wieder öffnete, bemerkte ich, wie ein leichter Regen sanft an meine Wangen schlug. Ich sah über mir einen grauen Himmel schwer und düster sich ausdehnen. Mein Kopf brummte und brannte und war schwer wie Blei. Ich hatte in mir ein unbestimmtes Gefühl von Unbehaglichkeit, Müdigkeit und Glend; aber ich konnte mich geraume Zeit gar nicht entsinnen, wo ich denn eigentlich sei.

Ueber meiner Brust lag etwas wie ein schweres Gewicht, eine beengende Last; nun wurde ich ge-

wahr, daß es der Arm eines Mannes war, der ausgestreckt über mir lag. Ich schob den Arm auf die Seite, arbeitete mich in eine sitzende Stellung empor und schaute blöde umher. Die Dinge rings um mich nahm ich nur halb wahr, erst nach und nach gewannen sie eine festere Gestalt; ich war wie in dumpfem Träumen, und erst allmählich wurde mir klar, daß ich unter einem Haufen erschlagener Soldaten lag. Der Kopf eines Mannes und die anliegenden Schulterteile streckten sich über meine Füße hin, und einige Schritte von mir entfernt standen die vier Hufe eines Pferdes in die Höhe, was mir zwecklos und unfählich lächerlich vorfam. Rings umher lagen Menschen- und Pferdeleichen, ganz ineinander verwickelt und verschlungen; weiße Federbüsche, vom Regen schlaff zusammengeklebt, lagen am Boden und wanden sich feucht um schwarze Leiber. Auch über meinen Knien lag der Oberkörper eines Erschlagenen; aus dem tief gewaltigen Schädel floß blaßrotes Blut, das sich ganz eigentümlich von der Ebenholzschwärze eines kaffrischen Kopfringes abhob. Ich stieß den Mann von mir, raffte mich auf, stellte mich auf die Füße und gaffte wie schlaftrunken umher.

Etwa hundert Schritte von mir saß eine Gruppe von Bondofriegern am Boden, in ihre Decken eingehüllt. Sie hielten ihre Pferde an den Zügeln. In stumpfsinniger Bewunderung nahm ich wahr, daß ihrer nicht mehr halb so viele seien, wie in der vergangenen Nacht. Ngokwennyama aber ging, von einigen Insizwas (jungen Männern) begleitet, unter den Leichenhaufen umher. Als er mich so dastehen und blöde umhergaffen sah, kam er rasch auf mich zu, goß aus einer Flasche etwas in einen kleinen Becher und gab es mir zu trinken. Der kostbare Saft ergoß sich wie Feuer in all meine Glieder, und schon nach einer Minute oder zwei kühlte ich mich wesentlich besser. Ich griff an meinen Kopf und fand da eine große Schramme, klebrig von geronnenem Blut. Mein linker Arm war steif und im Vorderarm saß eine drei Zoll lange Wunde, die von einer Seite bis zur andern ging und deren blutgefüllte Ränder klaffend auseinanderstanden.

Nun warf ich einen Blick auf Ngokwennyama. Auch er war übel zugerichtet. Sein Helmbusch war hinweggeschoren, der Brustharnisch zertrümmert und voll Beulen, seine Oberschenkel waren überkrustet von gestocktem Blut und beim Gehen hinkte er etwas mit dem linken Fuß. Sein Mut und seine Kampfbegier jedoch war nicht im mindesten geschwächt, sondern schien mir noch wesentlich gewachsen. Er ging wie ein Held unter dem Reste seiner Truppe umher, sprach da und dort ein ermunterndes Wort und verband, so gut es eben ging, unsere Wunden. Ein Tingo half ihm dabei, und viele der Insizwas wichen keinen Augenblick von seiner Seite.

Die gereisten Männer dagegen, mit den Kehlas, den Ringen um die Köpfe, und die Indunas hockten rings um den Häuptling Ndabazine am Boden und hielten eine jener endlosen Sitzungen, die bei den Bondos und Griquas so beliebt sind. „Unterhandeln, unterhandeln — und niemals handeln,“ sagte viele Jahre später Smith Conner voll Entrüstung von diesen Männern, und ich, ein Bondo von dem Bondomiststamm, muß gestehen, unsere Indunas und Häuptlinge waren zu allen Zeiten größer im

Schwächen und Reden, als im Kämpfen und Handeln.

Nun gefellte sich Ngokwennyama zur Sitzung. „Steh auf, ihr Männer“, rief er den Kriegern zu; „es ist jetzt keine Zeit, müßig dazusitzen und nutzlose Beratungen zu führen. Kommt mit mir, wir wollen neuerdings den Zulus nachsetzen und sie erschlagen, bevor sie zum Umuzi omkulu, dem Königskraale, kommen.“



Dr. Kaver Nagel,
Nachfolger des Erzbischofs von Wien.

„Doch diese alten, entnervten Krieger schenken ihm kein Gehör. Adabazine, der Häuptling, fuhr ihn ärgerlich an mit den Worten: „Was willst du denn immer von uns, weißer Mann? Gestern ritten wir gegen die Zulus, fünf Mann von je zehn, — und heute leben nicht mehr zwei Mann von je zehn. „Kämpfet, kämpfet!“ riefest du uns zu; wir haben gekämpft, und was ist nun die Folge davon? Schau dich um und zähle all jene, die im Streite gefallen sind!“

„Gekämpft?“ fragte nun höhrend Ngokwennyama, „ihr gekämpft? Ja wäret ihr nicht so feige gewesen und hättet ihr mit dem Schießen gewartet, bis der Feind nahe genug gekommen, dann wären nicht halb so viel von euch gefallen. Doch ich will mich nicht länger mit dir herumstreiten; ich hab' diese ewigen Einwendungen satt. Ich frage nur: Wer von den Männern, die hier anwesend sind, will mit mir an den Jngeli reiten?! Wer den Mannesmut in sich hat, nochmals dem Feind gegenüberzutreten, der erhebe sich und trete hieher an meine Seite!“

Da erhob sich etwas zögernd einer, und dann wieder einer und stellte sich an die Seite des Umlungu. Rasch trat ich selbst hinzu, und allmählich folgten immer mehr, sodaß wir zuletzt unser vierzig waren. Die meisten von uns trugen kleinere oder größere Verwundungen; doch gerade dies stärkte unsern Mut. Wir hatten uns in schwerem Ringen mit den Zulus gemessen, und brannten vor Begierde, es ein zweitesmal zu tun.

Die übrigen aus der Truppe blieben stummförmig um den Häuptling und seine Indunas am Boden sitzen. Ngokwennyama warf ihnen einen Blick voll unsäglichlicher Verachtung zu, rief dann seinem Jingo, der rasch mit dem Paksattel zu ihm trat, und hieß uns, die Pferde besteigen. Mein Pony stand einige hundert Schritt von mir entfernt. Ich machte vergebens einige Anstrengungen ihn einzufangen, denn ich war wegen der Betäubung im Kopfe noch zu elend dazu.“ Ngokwennyama sah dies, schwang sich rasch in den Sattel, ritt auf mein Köhlein zu und brachte es in meine Nähe, sodaß

ich bequem aufsitzen konnte. Nun konnte es wieder losgehen!

Ngokwennyama gab das Kommando. Wir brachen in Sektionen auf und ritten vier Mann hoch. Dem Wunsche Ngokwennyamas entsprechend ritt ich im ersten Glied. Schon von weiter Ferne konnten wir den dunkeln Jngeli-Wald wahrnehmen, der sich wie eine hohe schwarze Wand gen Himmel erhob. Bevor wir aufbrachen, wandte sich Ngokwennyama nochmals im Sattel um und rief den treulos, feig am Boden sitzen bleibenden Pondos höhnlich den Abschiedsgruß zu: „Salani kahle!“ lebet wohl. (Wörtlich: bleibt nur hübsch zurück!)

In raschem Galopp ritten wir der Vorderseite des Bergabhanges entlang und hatten so schon über drei (englische) Meilen zurückgelegt, ehe wir nur die Zügel anhielten und unsere Pferde in Schritt kommen ließen. Wir befanden uns nun in bedeutender Höhe, tief unter uns lag der Schauplatz des wilden Kampfes der vergangenen Nacht. Der Regen hatte inzwischen aufgehört, und die leuchtende Morgensonne brach siegreich durch die grauen Wolken.

Plötzlich stieß Ngokwennyama, unser stolzer Führer, der von seinem Pferd aus beständig fleißige Umschau hielt, einen lauten Ruf aus. Verwundert schauten wir alle zu ihm auf. Er aber wies mit der Rechten nach rückwärts, dem Taleinschnitte zu, wo wir heute Nacht gekämpft hatten. Da lagen noch immer in großen Haufen die Toten und über ihnen kreisten hoch in der Luft unzählige Aasgeier. Die kleine Schar der zurückgebliebenen Reiter war eben daran, ihre Pferde zu satteln, um gemächlich weiterzureiten. — Doch halt! Was soll denn das? Was ist das für ein Leuchten und Blitzen? Das sind unzählige Mfagais, an deren scharfgeschliffenem Stahl sich die Morgensonne bricht! Das ist die volle Heeresmacht der Zulus, die sich wie mit weit ausgebreiteten Fangarmen den ahnungslosen Pondos nähert. — Ach, bei diesem Anblick erstarrte uns fast das Blut in den Adern. Die Aermsten waren unrettbar dem Tode verfallen! —

Der Feind marschierte mit großer Schnelligkeit,

denn in den wenigen Minuten, während welcher wir ihn beobachteten, hatte er unsere Leute schon rings eingeschlossen. Jetzt erst, und nicht früher, lam den Pondos die drohende Gefahr zum Bewußtsein. In tödlichem Schrecken warfen sie sich auf ihre Pferde und hieben mit Macht auf die Tiere ein, denn es galt,



Dr. Josef Schulte,
der neue Bischof von Paderborn.

um jeden Preis den Ausgang zu gewinnen. Es war ein Wettlauf mit dem Tode, — und der Tod siegte! Bevor noch die vordersten Reiter das Weite gewinnen konnten, hatte der eiserne Ring sich geschlossen. Die armen Pundos waren in einem Reife schimmernden Stahles eingekreist und allzumal dem sichern Tode geweiht. Mehr und mehr verengte sich der von blanken Assagais starrende Kreis. In Todesängsten wandten die entsetzten Reiter ihre Pferde bald dahin, bald dorthin. Doch da war nirgends eine Lücke zum Entrinnen. Einige Sekunden noch, da berührten schon die Speere der Zulukrieger die Pundos...

Die Pferde scheuen und bäumen sich hoch auf. Wie Blitze zuden die Assagais hin und her; jetzt hell wie Silber, jetzt purpurrot von heißem Blut. Ein paar Sekunden starren wir entsetzt das gräßliche Schauspiel an, dann aber schrie uns Ngokwennyama zu: „Fort! fort von hier! Reitet, was ihr könnt, denn es gilt euer Leben.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Offizier und Kapuziner.

Ein Kapuzinerpater hielt eine Mission. Eines Tages begab sich derselbe in die Kirche, um einen passenden Platz auszusuchen für einen Altar, den er zum Zwecke einer Missionsfeierlichkeit errichten wollte. Ganz in Nachsinnen darüber vertieft, näherte sich ihm ein alter Offizier, von dem er viel hatte reden hören und den er auch eben kannte, und redete ihn mit den Worten an: „Sie denken sicher einen Kriegsplan aus.“

„Nicht so ganz getroffen, Herr Militär“, versetzte der Kapuziner, „ich möchte ganz einfach einen Altar errichten. Es ist dies vielleicht auch ein Schlachtplan, aber ein bißchen anders als die Ihrigen. Uebrigens habe ich vernommen, Herr Hauptmann, daß Sie 24 Feldzüge mitgemacht haben.“

„Freilich, und zwar Kriege von jeder Art; mit Granaten und Kartätschen habe ich häufig Bekanntschaft gemacht.“

„Und wie oft sind Sie verwundet worden?“

„Kein einzigesmal, mein Vater; im Grunde des Herzens habe ich Gott doch immer geliebt, und Gott hat mich stets beschützt. Ich diente unserm großen Kaiser, und wie er, glaubte auch ich an ein höchstes Wesen.“

„Sagen Sie mir, Herr Hauptmann“, begann nunmehr der Kapuziner, „wer ist denn eigentlich größer, Jesus Christus, oder Napoleon?“

„Jesus Christus, denn er ist ja Gott.“

„Wohlan denn, Herr Hauptmann, wie viele Schlachten haben Sie geliefert für Jesus Christus?“

„O mein Vater, ich sehe, Sie wollen mich veranlassen, zu meiner eigenen Beschämung selbst einzugestehen, daß ich für den Kaiser in 24 Kriegen gefochten habe und für Christus, der viel größer ist, als der Kaiser, nur ein einzigesmal und zwar vor 18 Jahren.“

„Recht so, Herr Hauptmann, doch genügt es keineswegs, seinen Irrtum bloß einzugestehen, man muß ihn auch verbessern.“

„Da haben Sie einen guten Gedanken, mein Vater, ich will darüber nachsinnen und werde Ihnen morgen meine Antwort mitteilen.“

Am anderen Morgen fand sich der alte Veteran bei dem seeleneifrigen Kapuzinerpater ein und sagte: „Ich habe darüber nachgedacht, mein Vater, und gefunden, daß es nicht mehr wie billig und recht ist, für Jesus Christus wenigstens ebensoviel zu tun als für den Kaiser. Ich bitte Sie also, meine Beichte anzuhören, und am Sonntag soll mich die ganze Pfarrgemeinde bei der hl. Messe zum Tische des Herrn gehen sehen. Ich bin der älteste Mann im Lande und muß also ein gutes Beispiel geben.“

Und wirklich am Sonntage darauf empfing er die hl. Kommunion, geschmückt mit all' seinen militärischen Orden und Ehrenzeichen in Gegenwart eines zahlreichen Volkes, das sich nicht wenig wunderte, an ihm ein so schönes Beispiel mutigen Glaubens zu sehen. Und nach der hl. Messe suchte der brave Hauptmann den Pater auf und sagte voll Dankes zu ihm:

„Mein Vater, ich muß Ihnen sagen, Sie haben es verstanden, in geschickter Weise mein Herz zu treffen. Sie haben das zu Stande gebracht, was die angesehensten Männer bis jetzt versucht haben. Doch genügt mir keineswegs dieser eine Feldzug für Jesus Christus; denn ich bin viel zu arg im Rückstande ihm gegenüber. Ich will also am Tage der allgemeinen Kommunion nochmals am heiligen Tische erscheinen.“

Und er tat's zu großer Erbauung der Gemeinde und erfüllte seitdem immer getreu seine religiösen Pflichten. Er konnte jetzt gar nicht begreifen, wie er so viele Jahre hindurch nicht eingesehen hat, daß man für Gott den Herrn doch wenigstens so viel tun muß, als für einen König und für einen Kaiser.

Eine Menagerie im Seesturm. Aus Newyork wird berichtet: Die Reise, die der Dampfer „St. Andrew“, der mit einer Ladung wilder Tiere von Antwerpen nach Hoboken visiert war, machte, war höchst aufregend und gefahrvoll. Unter den Tieren an Bord waren 80 Löwen, 45 Bären, eine Elefantenherde, 5 Schimpansen, 25 Pumas, viele Wölfe, Hunde und anderes Getier. Während eines Sturmes brach ein Wolf aus, und eine wilde Jagd verfolgte ihn über das Deck. Nachdem er vergebens überall Zuflucht gesucht hatte, entkam der Wolf schließlich durch einen Sprung über Bord und verschwand in dem Meer. Fast in demselben Moment fingen zwei Löwen miteinander zu kämpfen an, ließen sich durch die Wärter nicht auseinanderbringen, und der eine Löwe biß den andern tot, der darauf über Bord geworfen wurde. Dann fiel ein Puma einen jungen Elefanten an, worauf ein alter Elefant den Puma mit dem Rüssel hoch in die Luft warf und ihn dann zu einer formlosen Masse zertrampelte. Eine ungeheure Aufregung hatte sich der Tiere bemächtigt, sodaß die Wächter in Angst und Gefahr fortwährend wachen mußten und kein Auge schließen konnten.

Nur immer treu!

Ob steil der Pfad, ob schwer die Pflicht,
Was du erwählst, das lasse nicht.

Was du als recht erkannt und gut,

Leb' immerdar mit Mut,

Mit fester Kraft und ohne Scheu.

Nur immer treu!

Mice v. Gaudy.